

In den modernen, hoch differenzierten Gesellschaften rückt ein Phänomen immer stärker in den Vordergrund, das man sich in früheren Zeiten schlechterdings nicht vorstellen konnte: das Leben in einer „childfree society“ (Cain 2001). Natürlich ist damit nicht gemeint, dass solche Gesellschaften gar keine Kinder mehr in die Welt setzen würden. Dann wären sie in absehbarer Zeitausgestorben. Vielmehr geht es um die soziale Tatsache der „säkularen Nachwuchsbeschränkung“ (Linde 1984) auf ein Niveau, das den gesamtgesellschaftlichen Ersatz der Bevölkerung in der nächsten Generation nicht mehr sicherstellt. Tatsächlich können wir heute feststellen, dass sich die europäischen Gesellschaften – von einigen wenigen Ausnahmen wie Irland abgesehen – nicht mehr „reproduzieren“. Folglich werden sie im Verlauf der nächsten Generation beträchtlich schrumpfen.

Die entstehende demografische Lücke sagt etwas über die Art und Weise aus, zu welchen Schlüssen bestimmte Menschen gekommen sind, wenn sie über ihr Leben und ihre Zukunft nachdenken. Die Tatsache, dass bestimmte gesellschaftliche Schichten, Kategorien oder Berufsgruppen auf Kinder verzichten, scheint ihnen und vielen anderen eine angemessene Entscheidung zu sein, um den Anforderungen des modernen Lebens zu begegnen. Es macht jedenfalls den Anschein, als seien Kinder für sie nicht mehr mit bestimmten Zukunftsvorstellungen oder Glückserwartungen verbunden. Wenn Kindergeschrei die „Zukunftsmusik der

Gesellschaft“ ist, dann scheinen die Fans dieser Musikgruppe in der Vergangenheit zahlreicher gewesen zu sein als heute.

Wer der Gesellschaft keine Zukunft geben will oder wenigstens für seine persönliche Lebensgestaltung keinen Anlass sieht, um diese in die Zukunft zu verlängern, der wird heute, da Kinder überwiegend geplant, also „Wunschkinder“ sind, auf Nachwuchs verzichten. Es muss nichts nachwachsen, da Kinder weniger als Glücksgarantie denn als Last erfahren werden. Die Suche nach dem gelingenden Leben wird von der bisherigen „Normalität“ eines Familienlebens abgekoppelt. Zumindest scheint sich die kurzfristige Glückserwartung nicht recht gegen die Bedenken durchsetzen zu können, mit der Familiengründung mittelfristig in eine Entwicklungsfalle hineinzutappen. In der bisherigen Menschheitsgeschichte dürfte dies ein Novum sein – und das, obwohl das Aufziehen von Kindern in nicht industriellen, wirtschaftlich meist prekären Verhältnissen dem „existenziellen Ernstfall“ immer recht nahe kam!

Was ist also passiert, dass Kinder heute nicht mehr zur sozialen und kulturellen Selbstverständlichkeit der Lebensplanung beziehungsweise zum Bezugspunkt der Glückssuche junger Erwachsener gehören? Was ist an ihre Stelle getreten? Welches sind die Gründe für den Zweifel der Erwachsenen, ob Kinder in „ihre“ Welt oder in die Welt überhaupt hineinpassen? Was lässt sie unsicher werden, Kinder noch als Objekte des Glücks

und der Freude anzusehen? Die Hypothese, dass die darin verborgenen Ambivalenzen heute anders bewältigt werden als früher, lässt sich zunächst auf einer historischen Spur verfolgen (I). Daraus soll klar werden, dass sich die Entscheidungsparameter für die „Reproduktion“ einschneidend verändert haben. Die Analyse kann auf der mikrosoziologischen Ebene (II) ansetzen, muss aber durch Betrachtungen auf der gesellschaftlichen Makroebene (III) ergänzt werden.

I. Kinder haben und Kind sein – kein Kinderspiel

Es wäre wohl zu märchenhaft, unterstellen zu wollen, dass sich Eltern zu allen Zeiten immer in einem romantisch-gefühligen Sinn auf Kinder gefreut hätten. Ein Blick zurück zeigt jedenfalls kein einheitliches Bild dazu, ob die Geburt von Kindern zwingend ein Ausdruck von Zuneigung und Beglückung gewesen wäre.

Von der vormodernen zur bürgerlichen Familie

Zunächst ist bedeutsam, sich zu vergegenwärtigen, dass Kinder bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein nicht sicher planbar waren, sondern häufig einfach „kamen“. Zudem haben die europäischen Gesellschaften erst relativ spät am Kind als eigenständigem Wesen und Objekt der besonderen „Pflege“ Interesse gefunden. In der Vormoderne waren sie vielmehr den Existenznotwendigkeiten des „ganzen Hauses“ untergeordnet. Kinder waren vor allem als billige Arbeitskräfte des landwirtschaftlichen und handwerklichen Betriebes „interessant“. Da die Kindersterblichkeit lange Zeit sehr hoch war, mussten relativ viele Kinder gezeugt werden, damit die Überlebenden für Hof und Betrieb erhalten blieben. Falls die Kinder über die Risiken der Geburt und der frühen Kindheit hinwegkamen – was als Beweis ihrer Daseinstauglichkeit gewertet wurde –, hatten sie wenig mit „lie-

benden oder fürsorglichen“ Eltern zu schaffen. Dafür fehlten meist die Zeit und das Geld. Ihr Leben war entbehrungsreich. Das harte Arbeitsleben setzte schon zwischen vier und sieben Jahren ein und mündete mit zwölf bis fünfzehn Jahren in der Lebensarbeit zu Hause, bei Verwandten oder in fremden Häusern. Von den „Wohlgeborenen“ abgesehen, wurden Kinder oft als Knechte oder Boten verdingt.

Eigenwert erlangten die Kinder erst ab dem siebzehnten Jahrhundert, als die puritanische Familie begann, sich als moralische Anstalt zu verstehen (Aries 1976). Und erst im achtzehnten Jahrhundert wurde die Kinderarbeit auf fünf bis sechs Monate pro Jahr begrenzt. Nichts dokumentiert besser, dass Familien bis dahin Überlebenseinheiten waren, die alle Mitglieder auf den Produktionsprozess ausrichteten. Dass sich die neue, kindergerechte Einstellung im frühen neunzehnten Jahrhundert auf die bürgerlichen Mittelschichten insgesamt ausdehnen konnte, war nicht zuletzt der Tatsache zu verdanken, dass sich die hohe Säuglingssterblichkeit infolge der medizinischen Fortschritte radikal absenkte. Erst dann musste man sich nicht mehr durch Gleichgültigkeit gegen die Normalität ihres frühen Todes wappnen, sondern konnte sich Intimität und Gefühl wirklich leisten.

So konnte sich die bürgerliche Kernfamilie mit ihrer veränderten Binnenstruktur durchsetzen. Mütter banden sich an ihre Kinder und an das Haus. Ihre Zuständigkeit für das interne Leben „als Familie“ wurde nun „natürlich“ – und die Vernachlässigung der Kinder „unnatürlich“. Familien hatten von da ab einen anderen Bedeutungskern: Sie waren kinderorientierte Lebensformen, geworden. „Das“ Kind wurde sogar etwas Sakrales, das den Weg ins Paradies zu weisen schien. Deswegen war Kindern jetzt ein Schonraum für ihre Entwicklung zu ge-

währen. Hier hatten sich Fraulichkeit und Mütterlichkeit zu bewähren. Die Arbeiter- und Bauernschichten waren noch lange nicht so weit. Erst nach dem Ersten Weltkrieg wurde es langsam auch für sie „normal“, den Kindern ein eigenes Recht und eine kindgerechte Lebensphase zuzugestehen.

Der Modernisierungsschub und die neuen Ambivalenzen

Nach dem Zweiten Weltkrieg und besonders seit den Sechzigerjahren wurde Westeuropa von einem bisher unbekannten Wandlungsgeschehen erfasst, das die Rahmenbedingungen des Lebens und damit der Familien radikal veränderte. In seinem Gefolge stellte sich eine bis dahin beispiellose allgemeine Steigerung der Masseneinkommen, der Technisierung, der Konsumchancen und wohlfahrtsstaatlichen Unterstützungsleistungen ein. Die Haushaltsführung wurde dadurch erheblich entlastet, sodass der familiäre Binnenraum sich verändern und das romantische Liebes-, Gefühls- und Intimitätsideal sogar noch akzentuieren konnte. Da infolge der Entwicklung von empfängnisverhütenden Mitteln Kinder nun nicht mehr einfach „kamen“, sondern zum Objekt bewusster Entscheidungen wurden, transformierte sich die elterliche Verantwortung vollends zu einer autonomen Privatangelegenheit:

So verringerte sich der soziale Druck zur Ehe, und nichteheliche Lebensgemeinschaften wurden der Ehe in der Tendenz gleichgestellt. Scheidungen avancierten zum gesellschaftlichen Normalfall.

Nun konnte (und musste) man sich jeweils entscheiden, ob man allein oder zusammen leben wollte, „frei“ zusammen lebt oder heiratet, heiratet und kinderlos bleibt oder Kinder bekommt. Der biologische und soziale Kinderzwang wurde aufgehoben, ein Leben ohne Kinder ist denkbar geworden und als Lebensstil und Glücksdefinition allgemein akzeptiert.

„Der Erstgeborene“
von Franz von Defregger (1835 bis 1921),
Heliogravüre nach Gemälde, 1884.

© picture-alliance, Foto: akg-images



Bedeutsam ist, dass damit eine neue Ambivalenz auf die Familie zukommt. Denn jetzt geraten die verschiedenen Lebenskonzepte auch in Konkurrenz zueinander. Die ursprünglich ineinandergreifenden Aspekte von Pflicht und Selbstentfaltung, Beruf und Leben, Partnerschaft und Ehe, Familienzeit und Karriere, Bindung und Flexibilität, Scheidung und Wiederverheiratung treten auseinander und zerreißen die tradierten Balancen des Glücks. Da die moderne Gesellschaft nun in „offenen“ Wertbezügen lebt, hat sie ihre institutionellen Sicherheiten, also ihre entlastenden normativen Festlegungen verloren. Das gilt auch für Ehe und Familie und erklärt zu einem guten Teil auch, warum heute durchschnittlich erst zu Beginn des vierten Lebensjahrzehntes geheiratet wird (Frauen mit achtundzwanzig, Männer mit einunddreißig Jahren) und dass jeder vierte Akademiker mit vierzig Jahren noch ledig ist.

In den Siebzigerjahren war es noch jeder zwölfte.

Paradoxerweise kreuzen sich in der modernen Familienplanung kinderfreundliche und kinderfeindliche Tendenzen. In der Einzahl, aber nicht in der Mehrzahl werden Kinder hoch geschätzt. Im Allgemeinen gelten Kinder oder das Kind immer noch als Glücksgarantie, doch muss diese Option mit anderen Entscheidungsperspektiven in Einklang gebracht werden. So wird verständlich, warum wir es heute mit dem Phänomen einer „kindorientierten Eheschließung“ (Nave-Herz 2002, Seite 19) zu tun haben. Wenn geheiratet wird, dann deshalb, weil Eltern sich bewusst entschließen, ihren diffusen Kinderwunsch nun „definitiv“ mit dem Geborgenheitsmotiv in Einklang zu bringen. Das Modell Familie wird aber nur dann gewählt, wenn es mit den anderen Glücksversprechen wie Beruf, Karriere, materieller Sicherheit und Lebensgenuss in Einklang zu bringen ist. Dieser Abgleich der Optionen wird oft lange hinausgeschoben. Kein Wunder, dass der Kinderwunsch erst in der Alterskohorte der 31- bis 45-Jährigen wirklich relevant wird. Viele Kinder können aufgrund der biologischen Verspätung dann pro Familie nicht mehr geboren werden. Laut einer Umfrage (2004) der Zeitschrift *Eltern* sind die Menschen kinderlos, weil der richtige Partner fehlt (vierundvierzig Prozent). Andere fühlen sich schon zu alt (zweiunddreißig Prozent) oder noch zu jung (achtundzwanzig Prozent). Nicht wenige halten die Welt für wenig lebenswert (dreiundzwanzig Prozent), wollen nicht auf ihr Einkommen verzichten (dreiundzwanzig Prozent), finden die Verantwortung für ein Kind untragbar (zweiundzwanzig Prozent) oder befürchten berufliche Nachteile (siebzehn Prozent) (Mehrfachnennungen; vergleiche *Neue Zürcher Zeitung* vom 23. März 2005, Seite 71).

Offenbar wird die biologische Verzögerung von einer sozialen Bremse ver-

stärkt. Da „Kinder“ nun mit anderen zentralen Lebensentscheidungen und gesellschaftlichen Wertsetzungen in Konkurrenz stehen, muss nicht nur über den Zeitpunkt der Realisierung des „Kinderglückes“, sondern auch über dessen Umfang partnerschaftlich entschieden werden. Im Allgemeinen werden die Wünsche dann realistisch nach unten angeglichen. Man entscheidet sich für ein oder „das“ Kind. Das hat Folgen für die Neudefinition von Kinderfreude und Kinderglück.

Erstens: Trotz der weitverbreiteten kinderorientierten Sinndeutung des Lebens sinkt die Zahl der tatsächlich „realisierten“ Kinder in einem Ausmaß, dass sich die europäischen Gesellschaften nicht mehr reproduzieren. Die Fruchtbarkeitsrate der Frauen im gebärfähigen Alter in Deutschland liegt derzeit bei 1,4. Sie bringen also statistisch gesehen weniger als zwei Kinder zur Welt, müssten es aber auf die Rate von 2,1 bringen, um den augenblicklichen Bevölkerungsstand zu halten. Dass Völker in einen Geburtenstreik treten, ist ein einmaliger Vorgang. Im besten Fall scheint das emotionale Nutzengleichgewicht mit zwei Kindern erreicht zu sein.

Zweitens: Kinderreiche Familien sind statistische Randerscheinungen geworden. Das romantische Familienmodell der Eltern im Kreis ihrer großen Kinderschar ist völlig außer Kurs geraten. Zwanzig Prozent der Kinder wachsen als Einzelkinder auf, fünfzig Prozent haben einen Bruder oder eine Schwester. Das erste Kind wird elternorientiert „gemacht“. Die zweite Geburt – sofern es dazu kommt – ist geschwisterorientiert, denn „das“ Kind soll nicht als Einzelkind aufwachsen.

Drittens: Die europäischen Gesellschaften bewegen sich auf ein „Bohnenstangen-Phänomen“ zu. Denn Familien umfassen zwar mehrere Generationen, haben aber innerhalb dieser Generationen immer weniger Mitglieder. Kinder verlieren als Heranwachsende den selbstverständlichen Kontakt mit Kleinkin-

dern, was für ihre spätere Elternschaft nicht ohne Bedeutung ist. Denn nicht nur Eltern, sondern auch die (späteren) Großeltern geraten in die erwähnten Entscheidungs-Dilemmata. Bei geringer Kinderzahl weitet sich die Nachkinderphase erheblich aus. In Verbindung mit materiellem Wohlstand erlaubt das, die späten Lebensprojekte in Konkurrenz zu den früher typischen Betreuungsdiensten von Großeltern zu setzen. Junge Alte beanspruchen ihr „eigenes Leben“. Je älter sie aber werden, desto mehr erwarten sie das verbliebene Glück vom Familienverband. Je weniger Mitglieder dieser hat, desto mehr konzentriert sich ihre Aufmerksamkeit und Freude auf „das“ Kind oder das Enkelkind, was diese nicht selten belastet und überfordert.

II. Wunschkind in im veränderten Familienalltag

Die Tatsache, dass Familien ihr Zusammenleben „autonom“ ordnen wollen, heißt nicht, dass sie nicht von den Anforderungen des umgebenden gesellschaftlichen Ordnungsgefüges erheblich betroffen wären. Diese komplexe Kausalverknüpfung wird deutlich, wenn man die Eltern- und Kinderwelten getrennt betrachtet. In beiderlei Hinsicht haben sich die Glücksvorstellungen des (spät-)bürgerlichen Familienalltages grundlegend gewandelt.

Moderne Elternwelten

Elternsein bedeutet heute etwas anderes als früher, weil sich die Binnenstruktur der Familien grundlegend geändert hat. Während in der bürgerlichen Welt die Frauen für die Innenbeziehungen, die Männer für den „Außendienst“ zuständig waren, gilt diese Norm heute – nach der Bildungsrevolution des späten zwanzigsten Jahrhunderts – nicht mehr. Frauen können nun dieselben Bildungsabschlüsse vorweisen wie Männer. Auf den Hochschulen haben sie zahlenmäßig

gleichgezogen. Sie drängen mit ihrem Bildungskapital auf den Arbeitsmarkt, auf dem sie sich trotz des vorhandenen Ehe- und Kinderwunsches behaupten wollen. Dabei treten sie nicht nur als Partner, sondern auch als Konkurrenten der Männer auf.

Die Entdifferenzierung der Rollen hat unvermeidliche Auswirkungen auf die Lebensplanung der Partner. Frauen sind der Tendenz nach ökonomisch und sozial unabhängig geworden. Deswegen verlangen sie nach einem gleichberechtigten Leben, das heißt nach eigenen Entscheidungskompetenzen, nach außerhäuslicher Anerkennung und kommunikativem Ernst. Das ehemalige Leitbild der „Hausfrau und Mutter“ ist infolge der Berufsorientierung der Frauen zum Ideal der „Berufsfrau und Mutter“ gewendet worden. Nicht dass das Mutter-Sein nicht mehr infrage käme, es kommt nur darauf an, wann damit begonnen werden soll (Domsgen 2004, Seite 63). Das hängt von der geplanten Kinderzahl und vom Alter der Kinder ab.

Vielfältige Spannungen sind dabei vorprogrammiert: Sie liegen nicht nur in der Doppelorientierung als solcher, sondern auch darin, dass die traditionelle Rollenteilung nun in den Prozess des Aushandelns einbezogen ist. Ohne Konflikte geht das nicht ab, denn trotz aller Emanzipation sind Hausarbeit und Kinderbetreuung Sache der Frauen geblieben. Männer sind hier Trittbrettfahrer und kümmern sich nur in ausgewählten Bereichen um das, was früher weiblich konnotiert war. Hier ist eine beachtliche „Verhaltensstarre“ zu beobachten (Beck 1986, Seite 169). Männer ziehen sich auf die typisch männlichen oder wenigstens die neutralen Tätigkeiten zurück. Folglich müssen die Frauen trotz ihrer beruflichen Belastung die Lücken weiterhin füllen. Sie organisieren den Alltag, leisten Beziehungs- und Integrationsarbeit, sind aber mit der Situation

meist nicht besonders glücklich. Sie haben das Gefühl, dass sie die Kinderlast tragen.

Moderne Kinderwelten

Auch die Welt der Kinder hat sich verändert. Die bürgerliche Gesellschaft hatte die Kindheit und das Kinderglück überwiegend in den Schoß der Familie verlegt und damit die Grundlage dafür geschaffen, dass der Privatraum mit seiner intensiven Binnenkontrolle an Bedeutung zunahm. Heute hat sich diese Tendenz dadurch verstärkt, dass die Familien mit ihren wenigen Kindern die gegenseitigen Aufmerksamkeiten noch erhöhen. Kindern gilt die ganze Zuwendung und Sorge. Zwar haben sich manche Familienaufgaben nach außen in die Gesellschaft verlagert, die privaten Ansprüche an Erziehung und soziale Chancenverwertung sind hingegen deutlich gestiegen. Aus den Kindern soll etwas werden. Ihre Zukunft steht neben den Berufs- und Karriereplanungen der Erwachsenen im Mittelpunkt der Überlegungen.

Dadurch hat sich auch das traditionelle Eltern-Kind-Verhältnis verschoben. Das zeigt sich am elterlichen Erziehungsstil, der überwiegend auf die Unterstützung der kindlichen Entwicklung hin zur autonomen Lebensführung und Zufriedenheit ausgerichtet ist. In der Folge davon wird das ehemals starre Machtgefälle zwischen den Eltern und ihren Kindern eingeebnet. An die Stelle von Strafpraktiken treten immer mehr die vernunftbetonten Erörterungen und Kompromisse. Dabei spielen die Beziehungen zur Mutter eine besondere Rolle. Die ehemalige Befehlsstruktur der Familie ist in eine nicht selten frustrierende Verhandlungsstruktur umgeschlagen (Du Bois-Reymond 1994, Seite 137 ff.). Das kann in der Pubertät so weit gehen, dass sich Eltern machtlos fühlen, die Konflikte mit ihren Kindern zu lösen (Fernsehen, Ausgehen, schulisches Engagement, Anschaffun-

gen), da sie sich so stark auf deren Zustimmung angewiesen fühlen. Das zeigt, wie schwierig die Elternrolle im Spannungsfeld zwischen Durchsetzung und Verhandlung, Eigenkompetenz und „Pädagogisierung“ geworden ist (Schneider 1994, Seite 153).

Trotz dieser Erziehungslast haben Eltern Freude an ihren Kindern. Und die Kinder bewahren sich meist ein positives, enges, nicht (mehr) vom Generationenkonflikt gezeichnetes Verhältnis zu den Eltern (Peuckert 2002, Seite 47). Ein solches Programm lässt sich aber nur in kleinen Gemeinschaften durchhalten. Je stärker die Einflüsse von außen durchschlagen, desto belastender wird das Aufeinandertreffen verschiedener „Welten“.

III. Kinder als gesamtgesellschaftliches Wunschpaket

Die demografische Lücke

Die hohe Aufmerksamkeit, die Eltern auf die Persönlichkeit ihrer Kinder richten, bedeutet nicht, dass Kinder gesamtgesellschaftlich eine herausragende Rolle spielen. Denn in Deutschland und Europa werden zu wenig Kinder geboren. Offensichtlich richtet sich die Kinderzahl auch nach den veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Das ist seit dem ersten demografischen Übergang (1915 bis 1925) der Fall. Schon damals wurde die Kinderzahl erfolgreich kontrolliert, also ein Bruch mit den vormodernen Denkmustern vollzogen. Diese Tendenz hat sich mit dem zweiten demografischen Übergang (1965 bis 1975) verstärkt und dramatisiert. Denn seit dem letzten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts zeigt sich ein neues Phänomen. Während vorher die Geburtenzahl pro Frau insgesamt auf etwa zwei bis drei Kinder begrenzt wurde, beobachten wir heute den massiven Verzicht auf Kinder. Von den zwischen 1961 und 1965 geborenen Frauen wird knapp ein Drittel keine Kinder haben. Die Gründe liegen aber vermutlich

weniger in der nachlassenden Wertschätzung der Familie als in den institutionellen Vorgaben. Dazu zählen nach Franz-Xaver Kaufmann (1995):

- die Entkoppelung von Sexualität und Fortpflanzung
- die gesellschaftliche Duldung von Schwangerschaftsabbrüchen
- die Konkurrenz zwischen kindzentrierten und „kinderfeindlichen“ Lebensstilen (beziehungsweise die Verführungskraft persönlicher Freizeitinteressen)
- die Risiken und Belastungen der veränderten Elternrollen
- die Angst vor sozio-ökonomischen Benachteiligungen (Armutsrisiko, Kosten von Kindern, Arbeitsmarktrisiken und Zukunftsängste)

Seit einigen Jahren, etwa mit dem Beginn des neuen Jahrtausends, ist ein gesellschaftliches Umdenken im Gang. Während man vor einer Generation noch auf Emanzipationsgewinne der „child-free society“ setzte, versucht man vonseiten der Politik nun eine neue Geburtenfreudigkeit („Pronatalismus“) ins Gespräch zu bringen.

Die neue, offizielle „Kinderfreude“

Manche europäische Gesellschaften haben angesichts der demografischen „Zeitbombe“ erkannt, dass der offizielle Diskurs über Ehe und Familie schnell und effizient umgesteuert werden muss. In Deutschland ist das seit einigen Jahren – und noch dazu parteiübergreifend – nicht mehr zu übersehen. Die Frage ist jetzt übereinstimmend, was von Politik und Gesellschaft getan werden kann, um junge Paare davon zu überzeugen, dass es sich lohnt, ihr Leben wieder mehr auf Kinder auszurichten. Dazu gehört die Formulierung einer Familienpolitik als Teil einer Gesellschaftspolitik. Einer ihrer Ansatzpunkte muss es sein, der „strukturellen Rücksichtslosigkeit“ gegenüber den Familien Paroli zu bieten (Kaufmann

1995). Langsam scheint sich die Erkenntnis durchzusetzen, dass Deutschland ohne Kinder keine oder eine gänzlich andere Zukunft haben wird. Gefährdet ist nicht allein die Bevölkerungsgröße, sondern auch die Bildung eines ausreichenden Humankapitals und die Sicherung des bisherigen Niveaus seiner Sozialleistungen. Immer offener wird darauf verwiesen, dass Kinderlose auf Kosten der Haushalte mit Kindern leben. Denn sie tragen die Risiken nicht, genießen aber über die Umlagefinanzierung die Vorteile der eigenen sozialen Absicherung.

Deswegen wird eine neue Familien- und Kinderrhetorik gepflegt. Kinder zu bekommen wird wieder als soziale Leistung gewertet. Im übertragenen Sinn könnte man sagen, dass die Gesellschaft wieder einen Kinderwunsch ausspricht. Auch versucht man, das Kinder-Bekommen für junge Paare ab 2007 attraktiv zu machen (Elterngeld, Kinderbetreuungseinrichtungen). Es geht aber nicht nur darum, die potenziellen Spannungen in deren Leben zu minimieren. Ebenso wichtig ist es, die latente Kinderfeindlichkeit der modernen Gesellschaft zu korrigieren. Diese liegt darin, dass Eltern mit mehreren Kindern zu den Benachteiligten der Wohlstandsgesellschaft gehören, dass Unternehmen und Verwaltungen nicht adäquat auf familienbezogene Bedürfnisse und Entscheidungslagen reagieren, dass Familien finanziell und sozial nicht genug entlastet werden.

Eine besondere Schwierigkeit zeigt sich aber auch daran, dass die gesellschaftlichen Kräfte in die familiäre Binnenstruktur hineinwirken und die Aufgabe der Eltern erschweren. Ein wichtiges Indiz dafür ist, dass das Leitmedium Fernsehen zum „heimlichen Miterzieher“ aufgerückt ist. Die Kinderwelten werden in einem Ausmaß medial durchdrungen (Werbung, Zeitplanung, Themenauswahl), dass sich Eltern immer schwerer gegen diese Einflüsse von au-

ßen zur Wehr setzen können. Hier wird eine neue Einflusskonkurrenz sichtbar, der sich die Eltern oftmals nicht gewachsen fühlen. Dies gilt umso mehr, als die Medienwelt die Kindheitsphase tendenziell transformiert (Postman 1987). Erfahrungen und Probleme des Kinder- und Erwachsenenlebens durchdringen sich so stark, dass der heutigen Gesellschaft die frühbürgerliche Idee einer geschützten Kindheit wieder zu entschwinden scheint. Je stärker Kinder in das Erwachsenenleben einbezogen werden, desto mehr wächst auch die Ökonomisierung der Kindheitsphase. Kinder werden schon frühzeitig und ganz massiv, aber verdeckt durch eine auf „kindlich“ getrimmte Symbolik auf ihre Existenz als Marktsubjekte vorbereitet, eine Tendenz, der sich die Eltern nur mit größter Anstrengung entgegenstemmen können. Hier erwachsen neue Inkompetenzgefühle und Belastungen, die eine ursprünglich gegebene Kinderfreude mit beträchtlichen Fragezeichen versehen können.

Natürlich kann man im Hinblick auf Kinderwunsch, Kinderfreude und Kinderdglück nicht auf Nummer sicher gehen. Jedes neue Leben hat seinen eigenen Wert und sein eigenes „Lebensdrama“. Dieses ist nicht aus dem gesamtgesellschaftlichen Kontext ablösbar. Kinder als Programm sind durchaus immer noch „glücksverdächtig“ (Thomä 1992, Seite 172). Man darf aber die tiefe Ambivalenz nicht unterschätzen, die mit diesem Programm verbunden ist. Sie akzentuiert sich besonders dann, wenn eine Gesellschaft sich als strukturell verantwortungslos erweist und sich mit „neuem Leben“ als Zukunftsträger und Gesamtpro-

jekt nicht wirklich befreundet. Wie sollte sie dann die Eltern davon überzeugen können, sich auf dieses Wagnis einzulassen und neues Leben in diese Welt zu setzen?

Literatur

- Aries, Philippe: *Geschichte der Kindheit*. 2. Auflage, München 1976.
- Beck, Ulrich: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt/Main, 1986.
- Cain, Madelyn: *The Childless Revolution*. Cambridge/USA, 2001.
- Domsgen, Michael: *Familie und Religion. Grundlagen einer religionspädagogischen Theorie der Familie*. Leipzig, 2004.
- Du Bois-Reymond, Manuela: *Die moderne Familie als Verhandlungshaushalt. Eltern-Kind-Beziehungen in West- und Ostdeutschland und in den Niederlanden*, in: Dies. u. a. (Hg.): *Kinderleben. Modernisierungen von Kindheit im interkulturellen Vergleich*, Opladen, 1994, Seite 137 bis 219.
- Hettlage, Robert: *Freude an Kindern. Glücksambivalenzen in der Alltagswelt*, in: Bellebaum, Alfred / Herbers, Detlef (Hg.): *Glücksangebote in der Alltagswelt*. Münster 2006, Seite 107 bis 130.
- Kaufmann, Franz-Xaver: *Zukunft der Familie im vereinten Deutschland, Gesellschaftliche und politische Bedingungen*, München, 1995.
- Linde, Hans Martin: *Theorie der säkularen Nachwuchsbeschränkung 1800–2000*, Frankfurt/New York, 1984.
- Nave-Herz, Rosemarie (Hg.): *Kontinuität und Wandel der Familie in der Bundesrepublik Deutschland*. Stuttgart, 1988.
- Nave-Herz, Rosemarie: *Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung*, 2. Auflage, Darmstadt, 2002.
- Peuckert, Rüdiger: *Familienformen im sozialen Wandel*, 4. Auflage, Opladen, 2002.
- Postman, Neil: *Das Verschwinden der Kindheit*, Frankfurt/Main, 1987.
- Schneider, Norbert F.: *Familie und plurale Lebensführung in West- und Ostdeutschland. Eine vergleichende Analyse des Familienlebens 1970–1992*, Stuttgart, 1994.
- Thomä, Dieter: *Eltern. Kleine Philosophie einer risikanten Lebensform*, München, 1992.
- Zukunftsängste verderben den Deutschen das Kinderkriegen*, in: *Neue Zürcher Zeitung* vom 23. März 2005, Seite 71.